

Leben im Totental

Autor(en): **Jank, Milana**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 41

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755489>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leben im Totental

Von Milana Jank

Wochenlang fuhren wir, zwei Frauen, im Auto durch die amerikanischen Weststaaten, kamen nach Nevada, kreuzten hinüber nach Carrar, Rosewell, Ashton. Von da geht es auf holperigen Wegen, auf Nebenstraßen, ins Death Valley, ins Totental.

Es war ehemals das Becken eines großen Sees ohne Abfluß, der im Lauf der Jahrtausende eingetrocknet ist. Es liegt fünfzig bis neunzig Meter unter dem Meeresspiegel und ist die tiefste Einsenkung der Vereinigten Staaten. Fünfzig Meilen ist es lang, zehn Meilen breit.

Hohe Sanddünen sind, wie die überlebenden Zeugen des ehemaligen Strandes, noch da. Sie fallen steil zum Seebecken ab. Der Wind hat den Sand auch weit ins Becken hineingetrieben und schichtet ihn immer wieder zu Hügeln auf, die ewig wandern. So ist eine pittoreske Einöde aus Sand entstanden, in der kleine Kakteen und Artemisien, Zwergsträucher und Zwergbäume hocken wie Tiere mit zerzaustem grünem und grauem Pelz oder Gefieder.

Die Erdkruste, des Wassers beraubt, an das sie sich in Jahrtausenden gewöhnt hatte, ist im Totental noch nicht zur Ruhe gekommen. Sie häuft Sand auf wie getrocknete Wellen, sie schluckt ihn und speit ihn wieder aus, wie wenn Sand Wasser wäre. Die Erdkruste, noch nicht zur Fruchtbarkeit erwacht, spielt und arbeitet täglich, stündlich — wie im Schlaf und Traum. Ringsum stehen die hohen Berge der Panamint Range, der Kingston — und Butte Mountains und schauen zu.

Meine Begleiterin war eine amerikanische «Evangelistin», oder vielmehr: ich war ihre Begleiterin. Sie war schön, groß und noch jung, dazu von einer Güte und Menschenliebe, die wahrhaft evangelistisch, d. h. evangelienhaft war. Sie war eine berühmte Wanderpredigerin, die in großen Missionszelten und mit großer Aufmachung den gehetzten amerikanischen Menschen die Ruhe und das Glück eines Lebens in Gott verkündigte. Sie wirkte wie eine große, aber echte Komödiantin, wie eine «blonde Duse». Jetzt aber war sie selbst ruhebedürftig. Das war der Grund, weshalb sie hierher geflüchtet war — die Künderin des Lebens ins Totental!

Wir lebten in einer kleinen Hütte am Rande des steil abfallenden Hochsteppenlandes über dem schlafenden und träumenden Sandsee. Die Hütte war an einen Joshua — Baum hingebaut. Er braucht kein Wasser. Er gedeiht und wächst in Hitze, Trockenheit und Sand.

Es war gegen Ende des Winters. Aber wir gerieten in eine Hitzewelle hinein. Eines Tages kam wie ein Marathonläufer der glühend heiße Sandsturm auf uns und unsere Hütte zugerannt und umwirbelte uns wie ein ekstatischer Derwisch. Sträucher und Bäume bückten sich vor ihm wie seine Leibbeigenen. Chipmunks und Eichhörnchen rollten vor ihm her wie Reifen und Räder, die er trieb. Eidechsen in allen Größen und Farben schossen über den Sand hin und schienen darin zu ertrinken. Gespenstisch die Hast dieser glitzernden Tiere, die nie an ein Ziel kommen und es doch so eilig haben!

Wir kosteten dieses Schauspiel aus, als ob es für uns inszeniert wäre, und sahen die Sandhügel wie Geiser aufsprühen, wandern und sich neu aufschichten. Nun war die Ähnlichkeit des Sandes mit dem Wasser täuschend: er regnete, plätscherte, floß, er schwemmte an und zerstob. Leben im Totental!

Aber ein noch ganz anderes Leben sollte uns überraschen. Der Sandsturm war vorüber und das Seebecken hatte sich wieder zur Ruhe begeben, aus der es ein Eindringling und Störenfried aufgescheucht zu haben schien. Da fiel eines Nachts Schnee!

Seit vielen, vielen Jahren bedeckte er zum erstenmal wieder das Totental. Richtiger weißer Schnee, fast hundert Meter unter dem Meeresspiegel, über dem angeblich weißen, nun aber als gelblich und rötlich entlarvten See- und Küstenrand. Das Totental verwandelte sich in eine Polarwelt. Auch der Polarsturm fehlte nicht. Er warf den Schnee über die Sträucher, Bäume, Tiere. Die Kakteen sahen wie kleine Weihnachtsbäume aus. Die Chipmunks und Eichhörnchen und Eidechsen taten höchst überrascht und gaben sich vergebliche Mühe, mit diesem neuen Element, das sie gewiß für kalten und nassen Sand hielten, fertig zu werden. Dann machten sie sich davon, man sah sie nicht mehr.

Meine Herrin, die biblische Duse, und ich waren selig. Denn wir wurden Zeugen einer unerhörten meteorologischen und landschaftlichen Seltenheit. Zeugen und Opfer zugleich, denn es war bitterlich kalt.

Aber der Evangelistin, die eine starke Natur war, lag es nicht, Opfer zu sein. Schnee und Sturm und Nacht lockten uns aus der Hütte. Der Sturm säuselte, winselte, zischte, wie wenn er alle Stimmen des kleinen Getiers, das er zum Verstummen gebracht hatte, übernommen hätte. Wie ein aus den Noten geratenes Streichorchester klangen seine Laute an unser Ohr, wir fühlten uns wie gerufen — von irgendwem, von irgendwas. Wir stapften in schweren, hohen Gummistiefeln wüstenwärts. Die Wüste lockte uns, die Nacht und der Blizzard. Und trotzdem wir stundenlang gegen den Sturm marschierten, hatte ich an der Seite der Evangelistin das Gefühl, nicht müde, sondern eher immer frischer zu werden, und sie selbst drängte, mich von Zeit zu Zeit anfeuernd, zur Eile. Mir wurde unheimlich zu Mute. Wir trugen beide Stirnlichter, und wenn ich in das Gesicht der Frau neben mir blickte, glaubte ich zu sehen, wie ihre Augen nach irgend etwas Bestimmtem forschten.

Plötzlich blieb sie stehen und stieß einen leisen, triumphierenden Schrei aus. «Da sehen Sie, da — da und da». In der Tat: menschliche Spuren im Schnee! Schon blies der Wind neuen Schnee darüber, aber im grellen Licht unserer Stirnlampen zeichneten sich noch die leisen Umrisse von offenbar weiblichen Füßen ab, die hier vor Minuten erst gegangen sein konnten.

Minuten konnten bei diesem Blizzard Leben oder Tod bedeuten. Wir stürmten voran. Und so sehr der Sturm und der Eilschritt gegen ihn das Atmen und das Sprechen erschwerten, hörte ich die Evangelistin förmlich jubeln: «Sehen Sie, Liebe, das Gebet macht hellhörig, ich habe einen Ruf um Hilfe vernommen».

Nach wenigen Minuten schon holten wir, immer den halbverwischten Spuren folgend, eine junge Indianerin ein, die mit ihren letzten Kräften gegen den Sturm kämpfte und von ihm bereits wie ein entwurzeltes Bäumchen um- und umgeschüttelt wurde. Die Evangelistin sprang nach ihr wie ein Tier nach seiner Beute, faßte sie an, streichelte sie, nahm sie in die Arme, fragte sie, woher und wohin. Das rötliche Mädchen, städtisch gekleidet, antwortete nicht, machte sich los, sank in den Schnee und sagte wie im Traum: «Ich will schlafen, laßt mich schlafen». Um sie und um uns herum dehnte sich das dunkle, sturmdurchwühlte Totental wie ein Grab, das jeden verschlang, der sich ihm willenlos ergab. Es war aus seinem Traum erwacht.

Es war ein hartes Stück Arbeit, bis wir — nun den Sturm im Rücken, aber noch oft in seine Wirbel geratend — das Mädchen teils tragend, teils stützend bis zu unserer Hütte am Rande der Hochsteppe gebracht hatten. Ich war auf dem Wege oft dem Weinen nah, aber die Evangelistin lächelte immerfort und lachte manchmal sogar. Wie etwa ein Jäger, der gut zu Schuß gekommen war. Auf diesem mühevollen Rückmarsch erlebte ich den stillen Triumph dieser seltsamen und seltenen Frau.

Wir brachten unseren Findling zu Bett, er schlief sofort ein, oder vielmehr: er schlief weiter, schlief den Rest dieser Nacht. Kaum daß wir dem Mädchen zwischen dem Aufschlagen und dem Wiederschließen der Augen etwas Tee oder Fleischbrühe einflößen konnten.

Eine Woche verging, ehe unsere neue Hausgenossin die Sprache fand. Wir beide vermieden es, in schweigendem Uebereinkommen, auch nur die kleinste Frage an sie zu richten. Die Augen der Evangelistin aber ruhten auf ihr wie zwei wärmende, lebenspendende Lichter. Und das Mädchen, kaum zwanzigjährig, blühte auf und wurde schöner mit jedem Tag. Eines Abends aber, während sie gerade eine Tasse Tee zum Mund führte, begann sie zu erzählen, als ob eben eine Frage an sie gerichtet worden wäre.

Sie hieß Salenka, zu deutsch: die Suchende. Sie entstammte einer Indianerreservation im Staate Idaho. Sie hatte viel gelesen, gelernt, studiert, lang in Städten gelebt und sich dadurch ihrem Stamm entfremdet. Aber ihre Kraft oder auch ihr Glück hatte nicht hingereicht, eine Existenz zu erkämpfen und Boden zu fassen. Und der Weg zu ihrer Sippe zurück war ihr versperrt. Da hatte sie sich aufgemacht, um zu sterben — im Tale des Todes.

Nun aber bewährte sich erst recht die seelische Kraft der Evangelistin, freilich auch die echt indianische Aufnahmefähigkeit Salenkas. Binnen wieder einer Woche war sie unter den ermunternden Blicken und Worten ihrer Retterin dem Leben und der Hoffnung wiedergewonnen.

Inzwischen war der Schnee verschwunden. Die Erdkruste des Seebeckens hatte ihn eingeschluckt — endlich

wieder einmal so etwas wie Wasser! ... Der Frühling kam. Und was für ein Frühling! Die Kakteen blühten, die Sträucher grüntem, die kleinen Bäume, und ebenso unser Joshua-Baum, als dessen Gäste wir uns fühlten, schüttelten ganze Blütenbüschel aus sich heraus. Das Totental lebte. Es lebte in einem übermütig machenden Karneval der Farben.

Wir drei Frauen taumelten wie Trunkene durch diese stille, laute Pracht. Die Chipmunks und die Eichhörnchen waren wieder da und auch die Eidechsen, bunter als je. Die Luft war voll Insekten. Vögel strichen über die Büsche und Bäume und über den Sand hin.

Nur Wasser fehlte. Die Dünen warfen neue Hügel auf und wanderten wie erstarrte Wellen über das ausgetrocknete Seebecken. Der Schlaf und Traum des Totentals ging weiter.

Wir verließen unsere Hütte und fuhren ohne Umwege in den Staat Idaho zum Stamm Salenkas. Die Evangelistin brachte das Mädchen zu ihrer Sippe und Rasse zurück — aber nicht etwa so, wie man einen «verlorenen Sohn» zurückbringt, sondern wie eine Siegerin aus dem harten Lebenskampf. Vor den Indianern glühte die Leidenschaft dieser Frau, den Menschen zu helfen und die Menschen zu führen, zu ihrer höchsten Schlichtheit und Größe auf. Und die indianischen Männer und Frauen verstanden sie. Sie feierten unter dem Einfluß der Evangelistin Salenkas Rückkehr wie einen Sieg ihres kleinen, ergebundenen Stammes über die große, bodenlose Welt.

Der Schneesturm im Totental hatte neues Leben aus sich herausgeboren.

MADAME RITZ

Schluß von Seiten 1268 und 1269

Schweiz einen Verleger finde, möchte ich auch hier die Blätter veröffentlichen, denn mein Cesar ist den Hoteliers in der ganzen Welt mit einem guten Beispiel vorangegangen und was er in diesen Blättern sagt, ist heute noch lesenswert. — Wie gut, wie lieb, wie geschickt und in jeder Beziehung sauber ist er doch gewesen, mein Cesar! Er zuerst war es, der die Gäste individuell behandelte, der sie anstatt an der «Table d'hôte» an kleinen Tischchen essen ließ. Als Erster hat er auch die Zimmer mit Bad eingeführt. Fehlte im Hotelorchester ein Flötist, Cesar merkte es! Ehe er einen Angestellten entließ, gab er ihm drei Chancen, das erschütterte Vertrauen zurückzugewinnen. Er hatte Ideen, große Ideen, und er wußte sie zu verwirklichen! Bei den kleineren Sachen, wie Zimmereinrichtungen, hörte er auf meinen Rat. So ließ er z. B. als erster Hotelier in den Nachtischen Schubläden anbringen, wohinein die Damen ihre «Chignons» legen konnten. Zu diesem und zu vielen anderen ähnlichen Dingen hatte ich ihm geraten.»

Draußen geht ein schweres Gewitter nieder, die Stuben mit den heimeligen «Umhängen» (Vorhänge) sind dunkel geworden, das Hündchen rollt sich auf dem Schoß von Madame Ritz ängstlich zusammen. Doch die Erzählerin merkt nichts von alledem, sie hat sich zurückversetzt in die Zeit der Jugend, des Schaffens und Wirkens und im Erzählen erlebt sie alles wieder: den gemeinsamen Aufstieg mit Cesar, das gemeinsame Streben und Planen und Vollbringen, und die ganze Vergangenheit wird ihr lebendige Gegenwart. Vierzehn Tage im Jahr lebt sie in der Heimat ihres Mannes, bewegt sie sich in der Welt, wo er seine jungen Jahre und, nach Jahrzehnten erfolgreicher Arbeit, seinen Lebensabend verbrachte. Diese vierzehn Tage sind für Madame Ritz, wie sie sich ausdrückte, eine Art «Pélerinage». Sie liebt die Heimat Cesars, die Menschen, die ihn gekannt haben, die Wälder, die er als Bub durchstreift hat, die Konturen der Berge, die seine Augen geschaut haben, und sie gibt dieser Liebe jedes Jahr besonderen Ausdruck. Immer an ihrem Namenstag, am 15. August, veranstaltet sie vor Cesars Geburtshaus ein Festchen, dann stiftet sie den Bürgern von Niederwald drei Fäßchen Bier, Wurst und Brot und dann wird den ganzen Nachmittag hindurch getanzt und gelacht und gesungen. Ist einer von den Niederwaldern gerade krank, dann schickt sie ihm den «z'Vieri» ins Krankenzimmer oder geht ihn selber besuchen.